

Theorie & Praxis – doch weit voneinander entfernt?

Feministische Bewegungen aus intersektionaler
Perspektive am Beispiel der Slutwalks

von Nadine Lantzsch

Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Jenseits der
Geschlechtergrenzen“, organisiert von der AG Queer Studies,
Uni Hamburg, Mai 2012

Vortrag lizenziert unter Creative Commons CC-BY-NC-SA
<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/>

Folgt man in der Analyse feministischer Bewegungen dem dominanten Geschichtsmodell, welches auch in den klassischen Medien immer wieder rezipiert wird, sobald sich eifrige Journalist_innen aufschwingen – was zugegeben selten vorkommt –, Feminismus im gesellschaftlichen Mainstream als Thema zu platzieren, so ist häufig vom Wellenmodell die Rede, welches sich stark vereinfacht als dreigliedriges Schema darstellen lässt:

- Suffragetten, die für das Wahlrecht der Frau kämpfen
- Radikalfeministinnen, die autonome weibliche Sexualität und Selbstbestimmung über den eigenen Körper einfordern
- und Riot Grrrls, die wütend gegen Sexismus in der popkulturellen Bilderindustrie anschreien

Drei Wellen in einhundert Jahren Zeitgeschichte, hauptsächlich stattfindend im 20. Jahrhundert. Fein säuberlich voneinander getrennt, ihrer historischen Gewordenheit und Kontinuität sowie inhaltlichen Komplexität und Heterogenität beraubt. Abgeschlossene Phasen, die sich nicht aufeinander beziehen, höchstens noch mit dem allseits beliebten Fortschrittsglauben versehen werden, um zu verdeutlichen, dass feministische Kämpfe vom vermeintlich Großen ins vermeintlich Kleine wandern und somit zu ihrer eigenen Abschaffung beitragen.

Ausdifferenziert wird dieses als international gerahmte und mit universaler Gültigkeit etikettierte Setting vor allem im deutschsprachigen Raum mit akademischen und aktivistischen Schlaglichtern aus zu Metaphern verkürzten Theorien und ihren oft herbeikonstruierten prominenten Testimonials.

Meine wohlmeinende Interpretation dieses permanenten Rückgriffs auf das 3-Wellen-Modell in der medialen Berichterstattung ist, dass Journalist_innen stets angehalten sind, komplexe Sachverhalte für eine breite Masse – die freilich undefiniert und unmarkiert bleibt – zugänglich zu machen und sich gleichzeitig als

progressiv und auf der Höhe der Zeit bzw. der eigenen Recherchefähigkeit zu inszenieren. Die ständige Aufnahme des Topos der drei Wellen in journalistisch aufbereiteten Texten über Feminismus kann auch als Versuch gelesen werden, sich einer differenzierteren Sichtweise als der der potenziellen Rezipient_innen zu bedienen. Rezipient_innen, denen somit antifeministische Denkmuster unterstellt werden und denen qua selbst erteiltem Bildungsauftrag durch die klassischen Medien zumindest andere Perspektiven vorgestellt werden sollen.

Letztlich bleibt meine Interpretation jedoch lediglich gedankliche Spielerei, wenn wir uns anschauen, welche feministischen Vertreter_innen in Deutschland autorisiert sind, öffentlichkeitswirksam zu sprechen und – das ist ein wichtiges Kriterium – deren Perspektive (auch in den Medien) zumindest geduldet wird. Neben Alice Schwarzer durfte sich in den vergangenen Jahren Judith Butler zu Wort melden, deren Kritik an der hiesigen schwullesbischen Community allerdings für viele mindestens so absurd schien wie Schwarzers Begleitung des Kachelmann-Prozesses in der Bild-Zeitung.

Ein weiteres Beispiel für die punktuelle Aktualität feministischer Diskurse in der medialen Berichterstattung bildet die große Publikationswelle von Sachbüchern zum Thema vor etwa vier, fünf Jahren mit Titeln wie „Die Alphamädchen“ oder „Neue deutsche Mädchen“, die in den Feuilletons rezipiert wurden und in ein neuerliches Aufflammen der Debatte um Sinn und Unsinn von Gender Mainstreaming, Quoten, Frauenförderung und vermeintliche Benachteiligung von Jungen und Männern mündete.

Es ist auffällig – lässt man die Textproduktionen konservativer bis rechtskonservativer Medien außer Acht –, dass in den Besprechungen feministischer Politikweisen immer wieder positiv hervorgehoben werden muss, was Frauen heutzutage alles dürften. Ihnen wird absolute Wahlfreiheit zugestanden und diese gleichzeitig als gesellschaftliche Tatsache behauptet. Es bedarf lediglich

einiger Beispiele von selbstbewussten Karrierefrauen und heterosexuellen Paarbeziehungen, in denen der Mann je nach Lust und Laune Reproduktionsarbeit leistet, um diese These argumentativ zu untermauern und als Wirklichkeit zu setzen.

Das Geschlechterverhältnis erscheint somit nicht mehr als hierarchisch strukturiert und soziale Ungleichheit produzierend, sondern als ausgeglichen und befriedet. Die Einwürfe von Feminist_innen und wenigen kritischen Journalist_innen, die sich häufig als einzige nachweisbarer Fakten bedienen, gehen entweder in der Lobpreisung des beendeten Geschlechterkampfes unter oder werden mit Hämme und Abwehr überzogen.

Kaum (selbst)kritische Beachtung findet in den Medien hingegen die Omnipräsenz von Verharmlosung sexualisierter und häuslicher Gewalt, sexualisierten und integritätsverletzenden Darstellungen von Frauen bis hin zu gängelnden Körpernormierungsversuchen und Verhaltensanweisungen an das „neue starke Geschlecht“, um nur ein paar der vielen Beispiele des Backlashs zu nennen. Das behauptete und das tatsächliche Geschlechterverhältnis werden parallel in den Medien verhandelt, jedoch wird nur ersteres als „besonders“ markiert und kann sich somit in das Gedächtnis der Rezipient_innen einschreiben, wo es auf Abruf bereit steht, wenn mal wieder eine „dieser Emanzen“ es wagt, auf die Realität hinzuweisen.

Das Wellenmodell dient dabei lediglich als Pseudolegitimation für „kritisch“ und „meinungsstark“ gelabelten Antifeminismus. Die feministischen Kämpfe der Vergangenheit werden in ihrer damaligen(!) Berechtigung anerkannt, um die heutigen als unnütz oder gar diskriminierend abzuqualifizieren und gleichzeitig „Frauen, die es durch eigene Leistung geschafft haben“ als leuchtende Beispiele zu präsentieren. Sexismus in all seinen Facetten ist somit das Problem von Feminist_innen und Frauen, die ihn kritisieren. Diese Tautologie eignet sich

hervorragend, um das patriarchale Geschlechterverhältnis fortbestehen zu lassen und jeden Versuch des Widerstandes einzuebnen und zu verunmöglichen. Meritokratische Prinzipien und die Instrumentalisierung von liberalen Werten verbinden sich hier zu einer machtvollen wie herrschaftsausübenden Ideologie.

Diese Tatsache soll uns verdeutlichen, weshalb auch heute noch feministischer Widerstand nötig ist und praktiziert wird. Andererseits wird sie gern zum Anlass genommen, Feminist_innen aus der Verantwortung zu nehmen, wenn es um die Reproduktion gesellschaftlicher Machtverhältnisse geht.

Es liegt mir fern, feministische Praxen und das patriarchale Geschlechterverhältnis auf eine Stufe zu stellen oder feministische Kämpfe in irgendeiner Weise delegitimieren zu wollen. Eine innerfeministische Kritik innerhalb eines emanzipatorischen Kontextes ist in meinen Augen der Versuch, eigene Fallstellen herauszuarbeiten und diese konstruktiv auf einer solidarischen Basis gemeinsam neu zu verhandeln.

Man könnte argumentieren, dass die verkürzte Darstellung feministischer Widerstandspraxen am Durchlaufen mehrerer WahrnehmungsfILTER liegt und je nach Betrachter_in andere feministische Inhalte in den Fokus des Interesses geraten. Obwohl das Modell in seiner Form gar nicht hinreichend erfassen kann, wie kontinuierlich und vielfältig feministischer Widerstand seit mehreren Jahrhunderten stattgefunden hat und stattfindet, würde auch diese Kritik machtvolle Dynamiken, Unsichtbarmachungen und Ausschlüsse innerhalb feministischer Bewegungen und Gruppen ausblenden und Akteur_innen aus ihrer Verantwortung nehmen. Denn nicht zuletzt ist das Wellenmodell das Resultat innerfeministischer Kämpfe um Deutungshoheit.

Obwohl die Kritiken und Theorien von Women of Color, Schwarzen Aktivist_innen, weißen Lesben und Trans*, Flüchtlingen, Migrant_innen und Frauen, Lesben

Trans* mit Behinderungen mittlerweile eine Kanonisierung erfahren haben und mitunter rezipiert werden, wenn es um die Darstellung der Heterogenität von feministischen und queer-/feministischen Praxen und Perspektiven geht, werden immer wieder Versuche unternommen, die Relevanz dieser Einwürfe aus feministischer Sicht zu schmälern. Nicht selten kommt es vor, dass die Stimmen gar nicht wahrgenommen oder an die Ränder des Diskurses gedrängt werden.

Witzigerweise sind die Argumentationen, die für die Bestätigung und Re_Zentrierung des weißen, heterosexuellen und weiblichen Subjekts herangezogen werden, so vielfältig, dass ich mich oft frage, was sich mit der Energie, die in solche Ausweichmanöver gesteckt wird, an Konstruktivem hätte anstellen lassen.

Ein Beispiel aus den Wissenschaften: Die Phänomene der Verwobenheit von Analysekatégorien, gesellschaftlichen Strukturen, sozialen Positionen, Macht- und Herrschaftsverhältnissen oder Diskursen, die gemeinhin unter dem Begriff „Intersektionalität“ firmieren, ließen fast eine Dekade lang die Herzen der hiesigen weißen Theoretiker_innen aus den Gender Studies und feministisch informierten Sozial- und Geisteswissenschaften höher schlagen. Während einige Intersektionalität zum neuen Forschungsparadigma der Geschlechterstudien stilisierten und Transdisziplinarität das Gebot der Stunde schien, suchten andere unermüdlich nach den „richtigen“ Analysekatégorien, die sich nun irgendwie überlagern, überkreuzen oder interdependent zueinander verhalten sollten. Ein anderer Teil kritisierte die generelle Offenheit und Beliebigkeit von „Intersektionalität“ oder sah sich gezwungen, die Übertragbarkeit des Konzeptes aus den USA nach Europa anzuzweifeln oder zumindest skeptisch zu beäugen.

Wenige Jahre zuvor hatte es bereits Judith Butler mit dem skandalösen Einwurf, dass auch das sogenannte biologische Geschlecht lediglich ein Ergebnis diskursiver Herstellungsprozesse sei und das feministische Subjekt somit radikal in

Frage stellte, geschafft, für soviel Rechtfertigungsdruck und Repositionierungen innerhalb der Geschlechterforschung zu sorgen.

Diese beiden Fälle zeigen, mit welcher Selbstreferenzialität und Behäbigkeit die feministische Forschung auf die Tatsache reagiert, dass unterschiedliche soziale Gruppen weder in sich geschlossen noch mit ein und derselben Lebensrealität konfrontiert sind. Es sollte mittlerweile eigentlich selbstverständlich sein, dass die Hierarchien und gewaltvollen Strukturen, die von unterschiedlichen Machtverhältnissen produziert werden, diverse politische Strategien und theoretische Analysen erforderlich machen, um ihnen mit kraftvollem Widerstand begegnen zu können.

Wenn ein theoretisches Konzept dafür kritisiert wird, dass es nicht aus „dem eigenen Hause“ stammt, sollte der erste Schritt sein, selbstkritisch nach dem „Warum“ zu fragen. Wenn eine weiße Wissenschaftlerin die Kritiken am Subjekt Frau auf theoretischer Ebene reformuliert, was bereits vor ihr dutzende nicht-weiße Wissenschaftler_innen und Aktivist_innen oder andere von unterschiedlichen Gewaltverhältnissen Betroffene gesagt, niedergeschrieben und eingefordert haben, sollte der analytische Blick auf eigene Ausschlüsse und Fehlstellen geschärft werden. Stattdessen werden noch heute diese wichtigen Hinweise auf ihre Produktivität für feministische Theorie und Praxis befragt, was in meinen Augen nichts weiter als einen in ein intellektuelles Gewand gekleideten Abwehrreflex darstellt, um sich nicht konstruktiv mit den Auswirkungen eigener Dominanzen auf gesellschaftliche Machtverhältnisse auseinandersetzen zu müssen.

Vor diesem Hintergrund erscheint mir fraglich, welche Schlagkraft der emanzipatorische Gehalt dieser theoretischen Ansätze in der Praxis letztlich aufzubieten hat. Der nächste Teil meines Vortrages wird sich mit genau dieser Frage auseinandersetzen und der praktischen Umsetzbarkeit von Intersektionalität

auf den Zahn fühlen. Das soll am Beispiel der Slutwalks geschehen, an deren Umsetzung in Berlin ich im vergangenen Jahr mitgewirkt habe.

Doch zunächst: Was sind Slutwalks?

Slutwalks sind weltweit stattfindende Demonstrationen gegen Vergewaltigungsverharmlosung und Vergewaltigungsmythen, sexualisierte Gewalt, Sexismus, für das Recht auf Selbstbestimmung über den eigenen Körper und Entfaltung einer Sexualität, die möglichst unabhängig von patriarchalen Normen und Zugriffen erfolgt.

Der erste Slutwalk im Frühjahr 2011 fand in Toronto statt und darf als Reaktion auf einen Polizisten verstanden werden, der in einem Seminar zu Gewaltprävention an der dortigen Universität Frauen riet, sich nicht wie „Schlampen“ zu kleiden, sofern sie nicht zu Opfern sexualisierter Übergriffe werden wollen. Diese Verhaltensanweisungen an (potenziell) Betroffene sind nach wie vor üblich, speisen sie sich doch aus der Vorstellung, Frauen seien Objekte des Besitzes, ähnlich einem Auto, einer teuren Armbanduhr oder einer Geldbörse. Und wenn sich nicht an diesem Objekt vergriffen werden soll, müssen eben von der_dem Besitzer_in Vorkehrungen getroffen werden. Das Paradoxe an dieser Sache ist, dass Frauen hier zwar zunächst als Besitzerinnen ihrer selbst konzeptualisiert werden (denn an sie geht die Anweisung, auf ihren „Besitz“ zu achten), ihnen also eine gewisse Autonomie zugestanden wird, sie jedoch nicht autonom darüber entscheiden dürfen, was mit ihr und ihrem Körper passiert/passieren darf. Diese Autonomie wird einerseits vom Täter gewaltvoll angegriffen und in der Sanktion dieser Übergriffe ein weiteres Mal: Indem den Betroffenen unterstellt wird, sie hätten durch ein bestimmtes Verhalten oder eine bestimmte Kleidung dieses Recht auf Autonomie verwirkt. Ob Täter, Rechtsstaat oder Gesellschaft im Allgemeinen: Nach wie vor entscheiden andere über die Autonomie von Frauen und anderen (potenziell) Betroffenen sexualisierter Gewalt.

Die Slutwalk-Proteste haben sich zu einer globalen Bewegung entwickelt, an der ich besonders spannend finde, dass jede Stadt und jede OrgaGruppe ihren eigenen Zugang und ihre eigenen Perspektiven auf Sexismus und sexualisierte Gewalt entwickelt hat, ein Slutwalk also auch dem nationalen bzw. kulturellen Kontext angepasst wird, in dem er stattfindet. Besonders an vielen Slutwalks vor allem in Nordamerika und einigen westeuropäischen Staaten wie Großbritannien, Frankreich und Deutschland ist, dass sie klassische radikalfeministische Inhalte mit popfeministischen Darstellungsformen der Riot Grrrl Bewegung verbinden.

Neben der Performance einiger Teilnehmer_innen mit nackten Körperteilen, auf denen feministische Botschaften den patriarchal geprägten Blick auf (als weiblich) gelesene Körper zum Teil ironisch brechen sollen, schrieben beispielsweise sich als feministisch verortende Bands und Künstler_innen eigens Songs für die Proteste.

Überhaupt setzten die Slutwalks auf eine Sprachpolitik und Ästhetik, die das Teile-und-Herrsche-Prinzip, mit der weibliche Sexualität oft sanktioniert und reglementiert wird, aufgriffen und kritisierten. Die dichotome Einteilung von Frauen als Hure oder Heilige stellte für viele Aktivist_innen einen der Hauptgründe dar, warum der Diskurs um sexualisierte Gewalt meistens in Verharmlosung und Schuldzuweisung an Betroffene mündet.

Obwohl die Slutwalks eine relativ offene Protestform darstellen, dauerte es nicht lange, bis sich die ersten Kritiken an der Bewegung formulierten, die sich hauptsächlich an der eben angesprochenen Performance störten. Einerseits wurde am Slutbegriff in Frage gestellt, ob sich die sexistische Gewalt dieses Wortes einfach umdrehen oder ins Emanzipatorische wandeln ließe, andererseits lehnten vor allem Women of Color diesen Begriff als weißes Konzept ab und wünschten sich einen Namen, der alle (potenziell) Betroffenen anspricht und einschließt. Kritik wurde auch an der Zusammensetzung der OrgaGruppen und der Teilnehmer_innen sowie den vermittelten Botschaften auf den Transparenten und Plakaten geübt. Von weißen normschönen Heteras, die für ihr Recht sexy sein zu dürfen auf die Straße

gingen war beispielsweise die Rede oder von der Unsichtbarmachung von Sexarbeiter_innen oder der Exkludierung unterschiedlicher Körper, die nicht der gesellschaftlichen Norm entsprechen wollen oder können.

Die Slutwalks gehören zu den wenigen feministischen Widerstandspraxen der letzten Jahre, die massenmedial rezipiert wurden und eine sehr breite Öffentlichkeit für ihre Anliegen mobilisieren konnten. Das lag zum einen am aktuellen hegemonialen Diskurs über sexualisierte Gewalt, der die Naturalisierung von gewaltvoller, destruktiver Männlichkeit und Verharmlosung als vermeintliche Sex-Skandale propagierte. Zum anderen war es die Performance der Proteste selbst, die auch solche Menschen ansprach, die sich nicht schon über einen längeren Zeitraum mit feministischen Anliegen auseinander gesetzt hatten oder beispielsweise nicht in autonomen, linksradikalen queer-/feministischen Zusammenhängen organisiert sind.

Slutwalks zeigten einmal mehr auf, dass feministischer Widerstand vielfältig ist und sich nicht in vorgefertigte Schemata wie dem eines Wellenmodells pressen lässt.

Dennoch machten die Kritiken an den Slutwalks deutlich, dass intersektionale Ansätze nach wie vor nicht selbstverständlich in feministische Praxis überführt werden. Unterschiedliche soziale Gruppen sind unterschiedlich von sexualisierter Gewalt und sexistischen Strukturen betroffen. Aber es sind nicht nur sexistische, sondern beispielsweise auch heteronormative und rassistische Strukturen und Diskurse, die sexualisierte Gewalt hervorbringen und stützen. Aus dieser Tatsache ergibt sich, dass eine Sprache notwendig ist, die über „Wir sind alle irgendwie betroffen“ hinausgeht und die verschiedenen Positioniertheiten von Individuen im Kontext von sexualisierter Gewalt sichtbar macht. Nur so können Betroffenheiten artikuliert und konkrete Ursachen herausgearbeitet werden, die vielfältige und wirksame Strategien des Widerstands erforderlich machen.

Im letzten Teil meines Vortrags will ich anhand von einigen wenigen Beispielen aus der Orgaarbeit für den Slutwalk in Berlin skizzieren, inwiefern Intersektionalität für uns als organisierende Gruppe ein Thema war oder eben auch nicht. In diesem Zusammenhang ist es wichtig, darauf hinzuweisen, dass dem Großteil der Orgagruppe die Kritiken an den Slutwalks vor allem im nordamerikanischen Raum bereits vor der Konstituierung als Gruppe bekannt waren, wiederum andere waren darüber hinaus mit der innerfeministischen Kritik aus den vergangenen Jahrzehnten vertraut oder kannten die Diskurse um Intersektionalität zumindest in Auszügen. Intersektionalität war für uns als Gruppe also kein Terrain, das wir uns komplett neu arbeiteten mussten.

Nachdem eine weiße Künstlerin aus Berlin irgendwann im Mai des letzten Jahres über eine eigens gegründete Facebook-Seite zur Mitarbeit an einem Berliner Slutwalk aufrief, dauerte es lediglich ein paar Tage, bevor sich eine kleine Gruppe zusammenfand und sich das erste Mal traf, um über das weitere Vorgehen zu beraten. Das erste Treffen verlief – mit ein paar Ausnahmen – in meinen Augen sehr gewinnbringend: Wir rekapitulierten die Kritiken am Slutwalk und verständigten uns auf einen konstruktiven Umgang damit. Wir wollten keine exklusive Gruppe bleiben, die im Stillen vor sich hinarbeitet, sondern verschiedenste politische Initiativen und Vereine zur Mitarbeit bewegen. Die Aneignung des Schlampebegriffs erschien uns nicht als vordergründig, wir wollten allen Teilnehmer_innen die Möglichkeit bieten, mit dem Begriff anzustellen, worauf sie Lust hatten. Grundsätzlich war es uns aber wichtig, uns mit all jenen solidarisch zu zeigen, die von sexistischen Abwertungen durch Sprache betroffen sind. Am Ende der ersten Sitzung einigten wir uns darauf, schnell ein Selbstverständnis zu erarbeiten, um transparent zu machen, wer wir sind und warum wir einen Slutwalk organisieren wollen. Mit diesem Selbstverständnis wollten wir auf politische Gruppen zugehen und um Kooperationen bitten. Der Slutwalk Berlin schien also eine Plattform zu sein, auf der konstruktiv innerfeministische Kritiken und intersektionale Perspektiven verhandelt werden können.

Die Realität sah in der Folge dann allerdings etwas anders aus. Bis heute findet sich in keiner offiziellen Verlautbarung der Slutwalk-Gruppe ein Selbstverständnis. Es ist völlig intransparent, wer an der Organisation der Demo beteiligt ist und welches queer-/feministische Verständnis bzw. Verständnis von der Analyse gesellschaftlicher Machtverhältnisse zu Grunde liegt. Außenstehende und Interessierte können sich lediglich über die geteilten Inhalte auf der Webseite und Facebook ein ungefähres Bild machen. Eine kleine Liste von Kooperationspartner_innen aus dem vergangenen Jahr dient bestenfalls zur Orientierung, nicht aber zur Vergewisserung. Fakt ist, dass der Berliner Slutwalk bis heute ohne transparentes Selbstverständnis arbeitet.

Ein Infotext zur Demonstration aus dem vergangenen Jahr und einige Interviews von Mitorganisatorinnen sind die bisher einzigen Verlautbarungen, an denen sich konkrete Kritik formulieren ließe. Den Infotext haben wir damals gemeinsam erarbeitet. Die Interviews und auch die Pressemitteilungen wurden relativ autonom von einer Pressegruppe, bestehend aus drei bis vier Personen, gegeben bzw. geschrieben.

Der Infotext ist relativ abstrakt gehalten und sagt im Grunde aus, was ich eben schon erwähnt habe: Dass verschiedenste Machtverhältnisse sexualisierter Gewalt zu Grunde liegen und dass Menschen unabhängig von Geschlechtszugehörigkeit, Genderperformance und Begehrensform ein Recht auf ein Leben ohne sexualisierte Gewalt und Belästigungen haben. Dass entgegen der häufig verbreiteten Annahme eines „verwirrten und sozial isolierten Einzeltäters, der nachts aus dem Gebüsch springt und wahllos Frauen überfällt“, sexualisierte Gewalt ein Problem ist, welches sich auf eine gesellschaftliche Struktur stützen kann, also System hat, am häufigsten in persönlichen Nahbeziehungen stattfindet und in den wenigsten Fällen gesamtgesellschaftliche Sanktion erfährt.

In der Nennung der Machtverhältnisse, die sexualisierte Gewalt hervorbringen, gingen wir etwas wahllos vor, ähnlich einem Diversity-Bingo, weshalb wir Klassismus erst nannten, dann wieder löschten, nach einigem Streit wieder hineinschrieben, aber nicht konkret benennen konnten, was genau diese Machtverhältnisse im Kontext von sexualisierter Gewalt hervorbringen, wer davon wie betroffen ist und was wir eigentlich unter den Begriffen verstehen.

Briefe und Anfragen für Kooperationen an politische Gruppen blieben bis kurz vor dem Stattfinden der Demonstration eigentlich eher Aufgabe einzelner Personen, denen diese unbedingt wichtig erschien. Als Glück würde ich es bezeichnen, dass uns dennoch Aktivist_innen von Hydra, einer Selbstorganisation von Sexarbeiter_innen, vom Schwarzen Kanal, ein trans* und queeres Wohnprojekt in Berlin und vom Transgender Radio auf einem Plenum besuchten und genauer erfahren wollten, wer wir sind, warum wir diese und jene Dinge tun und uns Unterstützung anboten. Andere Politprojekte in Berlin lehnten später eine Zusammenarbeit ab oder antworteten gar nicht erst auf unsere Anfragen.

Die Aktivist_innen kritisierten unseren nicht vorhandenen Umgang mit Klassismus und der Betroffenheit von Sexarbeiter_innen. Sie wünschten sich einen konkreteren Umgang der Gruppe mit der Betroffenheit von People of Color, Flüchtlingen und Migrant_innen.

LesMigras, eine Antidiskriminierungsorganisation, die zu den Verschränkungen von Rassismus und Heteronormativität arbeitet, verfasste zusammen mit Hydra einen Offenen Brief, in dem sie öffentlich ähnliche Kritik äußerten und eine Kooperation mit Slutwalk Berlin ablehnten. Sie boten uns einen Workshop zu Critical Whiteness an, an dem keine von uns jemals teilnahm. Auf den Brief antworteten wir nicht-öffentlich.

Mit der Kritik, die wir als OrgaGruppe zugetragen bekamen oder intern selbst vorbrachten, konnten wir nicht sehr souverän umgehen. Einige empfanden Kritik an ihrer Arbeit als beleidigend, anmaßend und bevormundend, wiederum andere standen ihr hilflos gegenüber und hatten keine bis kaum Ideen, wie mensch konstruktiv damit umgehen könnte.

Überrascht hat mich hingegen trotzdem, wie groß die Unterstützung für unser Anliegen war. Auf den Solipartys für den Slutwalk nahmen wir so viel Geld ein, dass wir uns darum keine Gedanken machen mussten. Die Redebeiträge, die wir letztlich organisieren konnten, waren von verschiedenen Gruppen getragen und spiegelten inhaltlich durchaus die unterschiedlichen Phänomene und Wirklichkeiten von sexualisierter Gewalt. Insgesamt machten etwa 3500 Menschen ihrem Ärger über den gesellschaftlichen Normalzustand auf ihre eigene Weise Luft.

Im Nachhinein betrachtet liegen die Ursachen für all diese Konflikte, Ambivalenzen und Widersprüche in meinen Augen vor allem in der Gruppenzusammensetzung selbst begründet. Das Orgateam bestand im Kern aus etwa zehn bis fünfzehn Frauen, die vor allem eins einte: Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt und Sexismus. Die Umgänge damit waren allerdings unterschiedlich und demnach auch die Strategien, die sich für jede einzelne von uns daraus in der Vergangenheit ergaben. Während einige den Weg des radikalen Widerstandes aus autonom organisierten Gruppen heraus wählten, sahen sich andere wiederum als kraftvolle Einzelkämpferinnen. Kaum eine von uns hatte Erfahrungen im Organisieren einer größeren Demonstration oder im Bilden von Netzwerken und Allianzen für ein politisches Anliegen. Viele von uns verorteten sich radikalfeministisch, andere queer-/feministisch, einige bevorzugten einen Feminismusbegriff, der letztlich gut situierte heterosexuelle weiße Frauen adressierte. Ein paar brachten theoretische Vorkenntnisse mit, wussten um gesellschaftlich machtvollen Strukturen und deren Analyseinstrumente und die Wissensstände rund um feministischen Aktivismus

konnten kaum diverser gelagert sein. Unsere persönlichen Erfahrungen mit anderen Machtverhältnissen jenseits von Sexismus bildeten eher die Ausnahme.

Nicht, dass für ein intersektionales Arbeiten zwingend eine marginalisierte soziale Positioniertheit bzw. Betroffenheit von unterschiedlichen Machtverhältnissen erforderlich wäre, doch eigene Erfahrungen und Konfrontationen mit Ausschlüssen, Hierarchien und gewaltvollen Strukturen haben immer das Potenzial das Bewusstsein für die Verwobenheit dieser zu schärfen. Sensibilität für Machtverhältnisse und das Einnehmen intersektionaler Perspektiven können zwar auch durch theoretische Bildung und Erfahrungen im aktivistischen Bereich erlernt werden, sind jedoch niemals vergleichbar mit jenen Subjektivierungsprozessen, die sich durch die direkte Konfrontation mit Machtverhältnissen ergeben.

Die Beispiele, die ich eben skizziert habe, ließen sich noch weiter fortführen, ich denke aber, dass sie dennoch deutlich gemacht haben, dass Gedanken rund um Barrierefreiheit, Inklusion und Intersektionalität und die praktische Umsetzung dieser Dinge bei unserer Arbeit eher am Rande eine Rolle spielten.

Ich möchte am Ende ein paar Fragen aufwerfen, die sich mir in der nachträglichen Betrachtung des Slutwalks in Berlin gestellt haben, und die – allgemein formuliert – auch für andere feministische Gruppen und Kontexte produktiv sein könnten. Diese Fragen sollten meines Erachtens nach nicht nur zu Beginn der politischen Arbeit beantwortet, sondern während des gesamten Prozesses immer wieder gestellt werden. Einerseits, um Fehlstellen im eigenen Denken und Handeln aufzudecken, andererseits um zu verdeutlichen, welchen Stellenwert intersektionale Perspektiven innerhalb feministischer Widerstandspraxen einnehmen sollten.

Was ist meine Motivation, mich mit diesem und jenem Thema aus einer bestimmten Perspektive zu befassen? Welche anderen Themen und Perspektiven sind noch denkbar? Welche undenkbar und warum?

Inwieweit kann ich aus meiner Erfahrungswelt heraus politische Aussagen, die einen zumindest teilweise allgemeingültigen Charakter haben sollen, ableiten? Warum will ich überhaupt solche Aussagen artikulieren?

Wieso möchte ich, dass Menschen in anderen sozialen Positionen mein Anliegen unterstützen?

Sind meine Kompetenzen und Perspektiven bzw. die der Gruppe ausreichend, um die unterschiedlichen Erfahrungswelten, die dieses Thema berührt, angemessen darzustellen? Wieso nehme ich an, ich könnte diese Einschätzung überhaupt treffen?

An welchen Stellen ist es daher sinnvoll, die Gruppe zu öffnen bzw. Kompetenzen an andere Gruppen und Personen abzugeben? Wieso bin ich in der Position, an andere zu delegieren und zu entscheiden, was an andere delegiert wird?

Kann eine homogen zusammengesetzte Gruppe einen Raum schaffen, der grundsätzlich inklusiv gestaltet ist?

Fazit

Intersektionalität aus der Theorie in die Praxis zu überführen bedeutet nicht nur, unterschiedliche Machtverhältnisse in ihrer Verwobenheit zu bedenken und politische Handlungsstrategien entsprechen zu reformulieren. Intersektionale Praxis sollte zunächst heißen, sich mit der eigenen machtvollen Sprecher_innenposition auseinander zu setzen und sich vor Augen zu führen, welche Auswirkungen diese auf erarbeitete Inhalte und Handlungsstrategien hat.

Feministischer Aktivismus egal welcher Stoßrichtung sieht sich als widerständiges Moment innerhalb einer gewaltvoll strukturierten Gesellschaft. Viel zu oft sehen sich Aktivist_innen allerdings nicht mehr als Teil dieser und versuchen einen Standpunkt einzunehmen, der sich einer informierten Außenperspektive bedient und den Blick für das eigene Zutun an gesellschaftlichen Machtverhältnissen versperrt. Der Wunsch von der eigenen sozialen Position abstrahieren zu können und daraus politische Strategien abzuleiten, ist eng verknüpft mit einem universalistischen wie eurozentrischen Denken, dass innerhalb feministischer Kontexte allerdings stets bei anderen verortet und kritisiert wird. Eigene Deutungshoheit scheint daher legitim, solange sie mit einem emanzipatorischen Anspruch versehen ist.

Intersektional zu denken hieße eben nicht, diesem Abstraktionswunsch nachzugehen, sich Sprechpositionen und Kämpfe anzueignen und andere Perspektiven als eigene auszugeben. Intersektional zu denken hieße, diesem Abstraktionswunsch eine Absage zu erteilen und aus dem Wissen um die Verwobenheit von Machtverhältnissen und sozialen Positionen heraus eine Perspektive einzunehmen, die sich vor allem kritisch gegen sich selbst richtet.

Vielen Dank!